

Die Uniform

Die Pimpfenprobe bestand ich dann auch ohne weiteres; im sportlichen Teil (50m-Lauf, Weitsprung, Ballweitwurf) kamen mir die täglichen „Leibesübungen“ bei Fräulein Kafka zugute. Nun aber, da ich ein vollgültiger Pimpf geworden war, zog unweigerlich ein Konflikt mit meinem Vater herauf. Ich wünschte mir glühend die Uniform, die ich ja jetzt tragen durfte: das Braunhemd, das schwarze dreieckige Fahrtentuch mit dem gelben Lederknoten, die schwarze kurze Manchesterhose (heute sagen wir Cordhose dazu), das breite Lederkoppel mit dem Koppelschloß, den Schulterriemen, das Käppi, dessen Sitz mittels Handkante genau über der Nase ausgerichtet wurde, und, im Mittelpunkt meiner Begierde stehend, der Dolch, das Fahrtenmesser, das am Koppel in einer Lederhülle getragen wurde.

Es war undenkbar, mit diesen Wünschen meinem Vater zu kommen, so glühend sie auch immer sein mochten. Ein vorsichtiges Vorfühlen bei ihm brachte mir die lapidare Zurechtweisung ein, für „so'n Quatsch“ würde er kein Geld ausgeben. Immer wieder zog es mich in die Wiener Straße. Ich gab vor, meinen dort wohnenden Schulfreund Herbert zu besuchen. In Wahrheit stand ich vor dem Schaufenster des dortigen Uniformladens und betrachtete in der Auslage die Stücke der Jungvolkuniform, die das Ziel meiner Sehnsucht waren. Aber wie sollte ich das Geld dafür zusammen kriegen? Auf dem Sparbuch hatte ich ein paar Mark, die ich von meinen Tanten und Onkeln für gute Zeugnisse bekommen hatte. Aber das reichte nicht.

Meine Mutter fühlte, wie unglücklich ich war. Sie versprach mir, die schwarze kurze Hose für mich zu nähen. Sie hatte schon Stoff gekauft, zwar nicht den Manchesterstoff, der war nicht mehr zu bekommen, aber einen anderen vergleichbaren Stoff. In den nächsten Wochen zweigte sie von dem Kostgeld, das sie von meinem Vater jede Woche am Freitag erhielt, ein paar Pfennige oder Markstücke ab. Außerdem kam auch etwas von dem kargen Verdienst aus ihrer Heimarbeit, die sie aufgenommen hatte (Bänder an Schürzen nähen) in die heimliche Uniformkasse. Im Frühjahr 1942 war es soweit: ich lief in die Wiener Straße, betrat zum ersten Mal den Uniformladen und ließ mir die begehrten Stücke vorlegen und einpacken. Ich weiß nicht mehr, was das Ganze wirklich gekostet hat, ich zahlte jedenfalls in bar aus der im wahrsten Wortsinne schwarzen Kasse.

Ich rannte mit den Sachen nach Hause und begann mit der Anprobe vor dem dreiteiligen Spiegel der Frisierkommode, die neben dem Doppelbett meiner Eltern stand. Meine Mutter hatte die dunkle kurze Hose, die sie natürlich bereits fertig hatte, bereitgelegt. Ich mußte nur noch das Koppel durch die Schlaufen ziehen, was etwas schwer ging, weil meine Mutter sie zu eng genäht hatte, das Braunhemd in die Hose stecken, das Fahrtentuch so weit einrollen, daß nur noch ein kleines Dreieck zu sehen war, es um den Braunhemdkragen legen und mit dem Lederknoten fest ziehen, den Schulterriemen mit dem Karabinerhaken hinten links am Koppel einklinken, durch die rechte Schulterklappe ziehen und vorn wieder links einhaken, das Fahrtenmesser rechts am Koppel anbringen, das Käppi aufsetzen und mittels Handkante ausrichten. Durch die klappbaren seitlichen Spiegel der Frisierkommode konnte ich mich von allen Seiten sehen. Da stand ich, Pimpf Seidel, zum Spiegelappell angetreten, Heil Hitler! (Zum Hitlergruß mußte ich den rechten Arm vorstrecken und die Fingerspitzen in Augenhöhe halten.) Mit der Uniform gehörte ich jetzt doch erst richtig dazu. Ich war mir allerdings auch bewußt, daß ich zu etwas gehörte, was mein Vater ablehnte.

Ich mußte dann auch die Uniform schnell wieder ausziehen. Es war inzwischen sechs geworden, und mein Vater konnte jeden Augenblick von der Arbeit kommen. In der Uniform

durfte er mich nicht sehen. Meine Mutter verstaute sie in der untersten Schublade der Frisierkommode.